

Drogenstadt Basel

Hanf vom Staat, Heroin auf der Gasse, Ecstasy aus dem Labor

Es ist kein Zufall, dass Basel-Stadt bald als erster Kanton legales Cannabis abgibt. Pionierleistungen im Umgang mit Sucht ziehen sich durch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Stadt. Versoben hat sich indes der Fokus: Von der Gesellschaftspolitik zu wirtschaftlichen Interessen.

Benjamin Rosch

Basel und die Drogen. Während in vielen westlichen Regionen die Religion Treiber einer harten Gangart gegenüber Drogen war, hat sich Basel eng an die Forschung gelehnt, wenn Probleme mit Sucht in die Öffentlichkeit drängen. Mehrfach leistete der Stadtkanton Pionierarbeit – für die Schweiz, aber auch für Europa. Und er tut es wieder: Vor kurzem hat das Bundesamt für Gesundheit mitgeteilt, dass Basel-Stadt als erster Kanton legal Cannabis abgeben soll. Gestern, heute und morgen: Drei Begegnungen erzählen von der besonderen Beziehung zwischen Basel-Stadt und Rauschgift – und wie sie sich in den vergangenen dreissig Jahren verändert hat.

Als Basel allen den Weg gegen Heroin wies

«Süchtige wollten kurze Wege.» Thomas Kessler, der ehemalige Basler Drogenbeauftragte und Stadtentwickler mit forschendem Kinn und hochgekrempelem Hemd, zieht die Mundwinkel nach hinten. Die Szenerie: ein belebtes Kleinbasler Rheinufer, das sommerliche Wetter hat die Leute nach draussen getrieben. Hier, unweit der Mittleren Brücke, war früher der Treffpunkt der offenen Drogenszene. In einem kurzen Radius spielte sich ihr gesamter Lebensinhalt ab.

Es war eine wilde Zeit. Die Mauer war gefallen, die Leute sangen «It Must Have Been Love» von Roxette und die USA stürzten sich und bald den Rest der Welt in einen nächsten Krieg: den Krieg gegen Drogen. Heroin, der Stoff zur Gesellschaftsflucht, erfasste auch die Schweiz. Dimensionen wie der Zürcher Platzspitz erreichte Basel nie, dafür

wogte die offene Drogenszene stetig zwischen Rhein und angrenzender Rheingasse hin und her. Beschaffung, Handel und Händel, Rausch in einer dieser kleinen Einbuchtungen, an der früher die Schiffe anlegten, und die gerade genug Platz boten für ein paar Stunden Dämmerzustand.

An diesem Dienstagmittag sind die Restaurantterrassen voll, ein Touri-Hotspot inzwischen. Im schmalen Durchgang zwischen Bord und Rheingasse nistet ein kleiner Kiosk, der damals eine wichtige Rolle spielte. «Hier sass Kioskfrau Trudi, Mutter der Junkies, mit einem grossen Herzen», erzählt Kessler. «Vor allem aber war sie die Bank in den vielen Geldgeschäften der Drogensüchtigen.» Den Kiosk von Trudi gibt es noch immer. Sie selbst ist nicht da, dafür ihre Schwester. «Habt Ihr noch Kontakt mit Eurer ehemaligen Kundschaft?», fragt Kessler. Die ältere Frau nickt. «Es gibt schon welche, die noch vorbeikommen und fragen, ob sie eigentlich noch Schulden abzuzahlen hätten.» Sie zeigt auf ein schwarzes Buch, das neben der Kasse liegt. Eine jüngere Frau kommt dazu. «Ich bin froh, bin ich in der Rheingasse aufgewachsen», sagt sie. «Ich rühre bestimmt nie im Leben Drogen an.»

Kessler kramt zu jedem dritten Haus eine verruchte Anekdote aus seiner Erinnerung. Auf Höhe Lindenberg hält Kessler an. «Da vorne stand das erste Drogenstüblein der Schweiz, auf private Initiative, illegal. Abends gab es hier kein Durchkommen.» Seine Frau habe hier gewohnt. «Abends standen die Junkies vor ihrem Fenster und manchmal hat sie ihnen dabei die Hosen genäht.» Die Duldung der Behörden zog weltweite Aufmerksamkeit auf sich: «TV-Sender von überall her filmten in Basel», sagt Kessler. Schon 1988 forderte die Basler FDP die legale Drogenabgabe. Nicht der Stoff sei das Problem, sondern der Umgang damit.

Die Stimmung in der Stadt war weniger aufgeschlossen. Nicht wenige forderten ein härteres Vorgehen der Polizei. Durchgesetzt hat sich aber eine liberale Suchtpolitik. «Als ich in Zürich

im Kantonsrat über meine Drogenpolitik-Ansätze sprach, haben sie mich fast mit dem Stuhl aus dem Saal gejagt», sagt Kessler. In Basel fand er zuerst bei Peter Facklam, später Jörg Schild, beides freisinnige Sicherheitsdirektoren, mehr Gehör. Ab 1991 amtierte Kessler als Drogendelegierter. Basel setzte ab jenem Jahr das Vier-Säulen-Modell um: Prävention, Therapie, Repression, Schadensminderung. Sie gelten bis heute als Pfeiler der Schweizer Suchtpolitik. Die Nähe zur pharmazeutischen Wissenschaft habe dabei eine Rolle gespielt, meint Kessler. Sucht war in Basel eine Krankheit, kein Laster. Das ebnete den Boden für staatlich kontrollierte Drogenabgabe. Gleichzeitig packte die Polizei zu. Dealer aus Frankreich habe sie einfach an die Grenze gestellt.

Bald eröffnete das erste Gassenzimmer, 1992 das zweite und dritte. Die Stadt verteilte sie über die Stadt, um den Drögelern den öffentlichen Treffpunkt zu nehmen. In Stammtischen konnten sich Anwohner mit Behörden und Fachkundigen austauschen. Das funktionierte. 1994 sagten zwei Drittel der Basler Stimmbewohner Ja zu einer staatlichen Abgabe von Heroin, die Schweiz zog fünf Jahre später nach. Die Spritzen verschwanden nach und nach weitgehend aus der öffentlichen Wahrnehmung. «An einem jener Stammtische beschwerte sich eine Anwohnerin über ein Töffli, das in der Nacht gelärmt hatte», sagt Kessler. «Da wussten wir: Das Problem ist gelöst.»

Grosser Andrang auf Hanf vom Staat

Das Büro von Regine Steinauer ist irgendwo zwischen kahl und angenehm. An einem langen Tisch sitzt eine Frau mit freundlicher Stimme und grosser

Erfahrung. Seit zwei Jahren leitet sie die Abteilung Sucht im Kanton Basel-Stadt, im Gebiet tätig ist sie aber seit bald zwei Jahrzehnten. Sie sagt: «Es muss sich etwas ändern.»

Cannabis ist die am häufigsten konsumierte illegale Substanz. Vier Prozent der Schweizer Bevölkerung haben im vergangenen Monat an einem Joint gezogen – Hanf ist eine Volksdroge. Der Staat pflegt einen lockeren Umgang mit Cannabis: Kiffen wird mit einer Ordnungsbusse geahndet, Besitz ist bis zu einer gewissen Menge straffrei. Aus Sicht der Volksgesundheit hat dieses Rezept nicht funktioniert.

«Wir sehen, dass der Konsum nicht rückläufig ist. Gleichzeitig wissen die Konsumentinnen und Konsumenten häufig wenig über die Beschaffenheit der Substanz», sagt Steinauer. Das geht so weit, dass manche Dealer wirkungslosen Hanf mit hochpotenten Cannabinoiden beträufelten. Die synthetischen Joints wurden zum gefährlichen Ticket für Horrortrips, erhöhte Gefahr für Psychosen inbegriffen.

«Mit Prävention und Repression kommt man nur bedingt weiter. Deswegen starten wir jetzt den Versuch zu einem Umdenken – mit offenem Ergebnis», sagt Steinauer. Ab Sommer sucht der Kanton 400 Personen, die staatlich geprüftes Cannabis kaufen wollen. Sie werden dabei mehrere Monate lang begleitet von den Universitären Psychiatrischen Kliniken (UPK). Wie verändert sich ihr Konsum: Mehr, weniger, mit welchen Auswirkungen auf die Gesundheit? Sechs verschiedene Hanfprodukte stehen den Versuchspersonen zur Verfügung, beziehbar in Apotheken zu einem handelsüblichen Preis. Der Andrang ist gross. Obwohl die Teilnahme noch nirgends ausgeschrieben ist, haben sich bereits gegen sechzig Menschen jeden Alters beworben, sagt Steinauer.

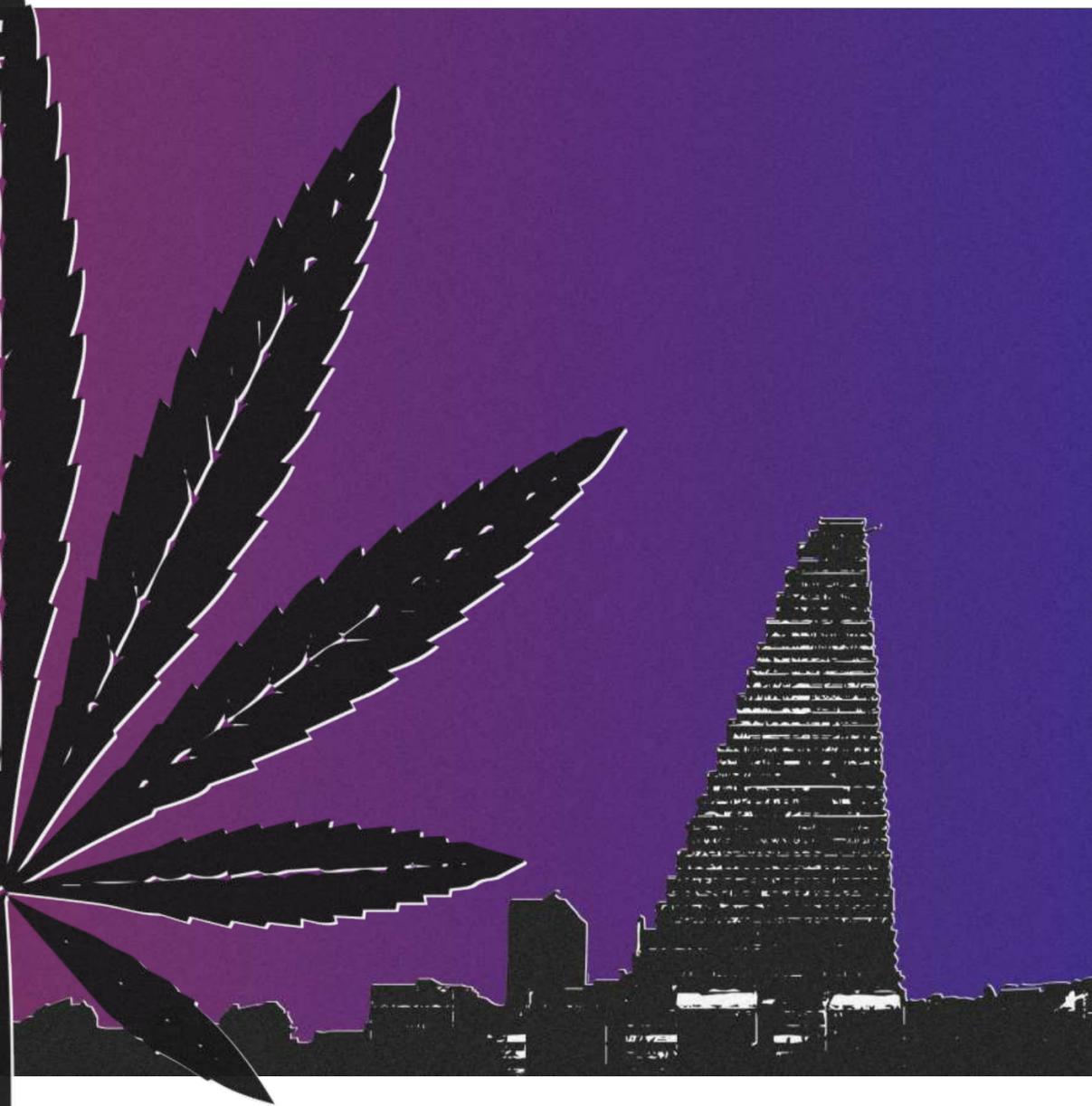
Basel-Stadt ist der erste Kanton mit legalem Drogenhanf, weitere werden bald folgen. Ganz föderalistisch werden die unterschiedlichen Landesteile schrittweise auf eine mögliche Legalisierung vorbereitet. «Die Bedingungen

als Stadtkanton sind ideal», sagt Steinauer. Die überschaubare Grösse, die Nähe zur UPK mit ihrem gut ausgebauten Zentrum für Abhängigkeitserkrankungen, die breite Akzeptanz in der Bevölkerung für derlei wissenschaftliche Experimente: Es ist kein Zufall, dass Basel erneut eine Pionierrolle einnimmt. Der grösste Vorteil aber ist, dass ein solches Projekt nicht zwischen Kantons- und Gemeindekompetenzen zerrieben werden kann.

Schon 2017 hatte Basel-Stadt einen Alleingang geplant und scheiterte damals am Bundesrat. Damals rückte Gesundheitsdirektor Lukas Engelberger im gewünschten Pilotversuch Menschen ins Zentrum, die Cannabis aus medizinischen Gründen einnehmen. Nun lautet die Begründung: Hasch entkriminalisieren, Konsum regulieren. Hinter beidem standen wohl auch marktwirtschaftliche Überlegungen. Schätzungen des Bundes rechnen mit jährlich 150 Millionen Franken Steuerabstrich, sollte Cannabis dereinst wie Tabak besteuert werden. Der Staat legt den Schwarzmarkt trocken, indem er ihn selber übernimmt.

Aus Konsumentenoptik stellt Cannabis in Basel kein riesiges Problem dar. Darauf zumindest lässt das Drug Checking der Suchthilfe Region Basel schliessen. Jeden zweiten Montag können Privatpersonen dort Drogen auf Inhaltsstoffe und Konzentration testen lassen, ohne eine Verurteilung zu befürchten. Die meisten bringen Ecstasy oder Kokain, erst danach folgt Cannabis. Zürich hingegen bietet alleine für Cannabis ein wöchentliches Drug Checking an.

Obwohl auch der Bund den Nutzen von solch niederschweligen Kontrollen gegen Überdosierung anerkennt, hat das Angebot im politischen Basel einen erstaunlich schweren Stand. In den Parlamentsdiskussionen um mehr Mittel war manchmal wenig zu spüren vom einst liberalen Geist der Stadt. Auch Steinauer sagt: «Das Angebot reicht meistens gerade so aus im Moment.» In einer Antwort auf einen Vorstoss schrieb die Regierung, dass Leute beim



«Mit Prävention
und Repression
kommt man nur
bedingt weiter.»

Regine Steinauer
Leiterin Abteilung Sucht Basel-Stadt



Anfang der 90er-Jahre entstanden die ersten Gassenzimmer mit sauberen Spritzen. Die Sucht verliert ihre Öffentlichkeit. Bild: Keystone (Basel, 13. Mai 1992)



Matthias Grill in der Mitte und sein Team von Mihkal: Ein bisschen weht der Geist von Albert Hoffmann noch immer in der Biotech-Branche in Allschwil, gleich bei Basel. Bild: Kenneth Nars (Basel, 10. Mai 2022)

Drug Checking abgewiesen werden mussten. Zürich ist Basel diesbezüglich deutlich voraus. Das Cannabis-Projekt bietet Basel die Chance, auch gesellschaftspolitisch wieder eine Vorreiterrolle einzunehmen.

Sind Basler Halluzinogene Medikamente der Zukunft?

Matthias Grill ist ein Aktenschrank von einem Mann. Mit breitem Schritt marschiert er durch die leeren Gänge eines Industriegebäudes im Bachgraben. Das Gelände ist ein Life-Science-Cluster. Immer neue Gebäude mit grossen Glasscheiben, Stahl und Sichtbeton schiessen hoch entlang der Basler «Silicon Mile», sie sind das Heim dutzender Start-ups aus dem Bio- und Tech-Sektor. Hier spüren die Forschenden dem nächsten Medikamenten-Blockbuster nach – oder sie erlahmen dabei so abrupt wie die Firma Polyphor. Deren vielversprechende Arznei fiel in einer Studie durch, bald standen viele Labors am Bachgraben leer. Raum für Matthias Grill und seine kleine Entourage der Mihkal AG. Statt Brustkrebsmittel entstehen in diesen Kojen jetzt Ecstasy, LSD und andere psychoaktive Substanzen.

«Unser Fokus liegt derzeit auf Psilocin», sagt Grill, «aber Patente habe ich auch auf LSD und MDMA.» Grill ist Chemiker, promovierte im Bereich der Materialwissenschaften und sei mehr zufällig in die Forschung an psychoaktiven Substanzen «reingerutscht», wie er sagt. Er hat in Firmen gearbeitet, die Referenzwerte für Drogen ermitteln – im Auftrag der Strafverfolgungsbehörden. «Irgendwann habe ich mir überlegt, wie man die Wirkstoffe abändern

könnte. Dass sie kürzer, verträglicher oder auch schneller wirken. Für einen Chemiker ist es langweilig, zum hundertsten Mal Kokain zu kochen.»

Kochen. Grill sagt dieses Wort immer wieder und es passt auch in sein Labor. An einem Ort dreht ein Glasbehälter in heissem Wasser, eine Flüssigkeit rinnt durch eine Spirale, überall stehen Erlenmeyerkolben und andere kleine Flaschen mit weissen Kristallen oder Pulver drin herum. So oder ähnlich muss es ausgesehen haben, als vor bald 80 Jahren Albert Hoffmann LSD entdeckt hat – nur wenige Kilometer Luftlinie von hier. Noch immer gedenkt Basel mit dem «Bicycle Day» seiner legendären Velofahrt nach dem versehentlichen Selbstversuch mit dem psychedelischen Stoff. Grills Chemielabor wirkt inmitten einer digitalisierten Biotech-Branche seltsam aus der Zeit gefallen.

Die Firma ist nicht die einzige Institution in Basel, die an bewusstseinsverändernden Substanzen forscht, wenn auch wohl die hemdsärmeligste. An der Uni Basel etwa lehrt mit Matthias Liechti einer der führenden LSD-Forscher der Welt. Der Professor für Pharmakologie arbeitet eng zusammen mit dem Universitätsspital und auch die psychiatrischen Kliniken UPK unterhalten ein Forschungsprojekt zum selben Thema. LSD, die Hippiedroge, gehört in die Vergangenheit. Die Websites der internationalen Pharmafirmen in diesem Business verströmen Nüchternheit: Klinik statt Batik. Liechti berät eine davon im Advisory Board, er ist weltweit ein gefragter Mann für Konferenzen.

Was genau die psychoaktiven Substanzen aus Grills Labor dereinst kurieren könnten, bleibt auch nach einer zwanzigminütigen Powerpoint-Präsentation etwas diffus. Mihkal wirbt auf seiner Website damit, dass sie eben Forschung «ohne langwierige Bürokratie» betreibe. Grills Labor ist im Stande, in hoher Kadenz neue Drogenvariationen zu erstellen. Die Proben schickt er schliesslich nach England, erst dort wird deren Wirkung untersucht. Grills

Firma Mihkal steht deshalb in enger Zusammenarbeit mit dem britischen Unternehmen Compass Pathways. Die Verbindung zum britischen Unternehmen kam zu Stande, weil Grill Patente auf Variationen etwa von LSD und MDMA hielt – er verkaufte sie und erhielt im Gegenzug die Möglichkeit, sein Labor weiter zu betreiben. Immer in der Hoffnung, eine seiner Erfindungen könnte der nächste grosse Blockbuster werden. Der Markt verlangt danach. Als Compass Pathways einige neue US-Patente ankündigte, schoss der Aktienwert des Unternehmens während einiger Tage von 32 auf knapp 50 Dollar. Eine halbe Million etwa kostet der Betrieb seines Labors jährlich, schätzt Grill. Das Geld dazu ist vorhanden, sagt er: «Die Forschung mit psychoaktiven Substanzen lag jahrzehntlang brach. Die Hoffnungen sind gross, dass sie neue Ansätze für Heilmittel bereithalten.»

Eine wundersame Wandlung. Binnen dreier Jahrzehnte sind illegale Substanzen von Nixons «Public Enemy Number One» zu einem Hoffnungsträger der Pharmaindustrie mutiert. Die Mikrodosen werden kaum mehr Halluzinationen hervorrufen, es träumen heute die Investoren und nicht jene, die der Gesellschaft überdrüssig sind. Basel steht sinnbildlich für diese Entwicklung. Drogen haben hier zwar ihren öffentlichen Schrecken verloren, und damit auch ihre politische Brisanz: Den Kampf gegen Heroin führte die Stadt innert wenigen Jahren, für die Abgabe von Cannabis hingegen braucht es Studien mit einer Laufzeit von einem Jahrzehnt. Und selbst dann ist ungewiss, ob tatsächlich Cannabis legalisiert wird. Die Nähe zur Wissenschaft aber hat früh zur Problemlösung beigetragen und bleibt bis heute bestehen.

Auch Grill muss nicht lange überlegen, wenn man ihn fragt, warum sich der Deutsche ausgerechnet in Basel niedergelassen hat. Natürlich sei Basel Geburtsstätte der psychoaktiven Substanzen. Aber Grill sagt auch: «Wissen Sie, hier sind die Wege einfach sehr kurz.»